

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

Wenn nicht der Mensch, der ihn zu Boden geschlagen, das Papier gestohlen hatte. Wenn der Täter irgendeine Absicht mit seiner Tat verfolgte, so konnte es einzig und allein die sein, sich in den Besitz dieses gefürchteten Papiers zu setzen. In was für Hände war das Papier gefallen? Vielleicht in die Hände eines Feindes, der schlimmer war, als der erste.

So überlegte Asbjörn Krag, während er an der Seite des Rittmeisters über das Feld hinschritt. Beide schwiegen. Der Rittmeister merkte, daß Krag von seinen Gedanken erfüllt war, und wollte ihn nicht stören.

Endlich waren sie am Hause des Kaufmanns angelangt. Die Leiche war schon hineingeschafft worden. Vor dem Hause stand eine Menge Menschen, meist Bauern aus der Umgegend. Es wurden fast nur leise Worte gewechselt, und die vielen bleichen Gesichter, das Geflüster und die versteckten Andeutungen machten zusammen einen unheimlichen Eindruck. Der Detektiv sagte zu Rittmeister Aye:

„Du kannst hier nichts nützen. Ich habe das Gefühl, daß du hier nur ein Stein des Anstoßes wärest. Geh lieber nach Hause und warte dort auf mich. Ich komme bald.“

„Wie du willst,“ sagte der Rittmeister. „Wenn du meinst, daß ich dir doch nichts nützen kann.“

„Vorläufig nicht das geringste.“
Der Rittmeister zog den Hut und schlug den andern Weg ein. Sein Fortgehen war von dem Menschenschwarm bemerkt worden. Alle Unterhaltung stockte für den Augenblick.

Asbjörn Krag drängte sich ins Haus. Verschiedene der Neugierigen drängten ihm nach, aber Krag wies sie zurück und schloß die Tür hinter sich ab.

Drienen wimmelten Treppe und Gänge von Menschen, und darunter waren auch die Journalisten. Sofort flogen sie auf Krag zu.

„Ich kann Ihnen nichts anderes sagen, meine Herren, als daß hier etwas völlig Unerwartetes geschehen ist,“ sagte er. „Durch diese neuen Ereignisse ist die Sache noch rätselhafter geworden als vorher.“

„Aber Sie halten dies doch auch für einen Mord?“

„Der Mann ist totgeschlagen worden, so viel ist klar.“

„Und dieser Mord steht in Verbindung mit dem Mordversuch an Oberst Holger?“

„Zweifellos. Beide Ereignisse gleichen einander aufs Haar.“

„Meinen Sie, ein geheimnisvoller und gefährlicher Mensch streife hier in der Gegend umher und mache sie unsicher?“

„Gehe ich den Erschlagenen droben noch einmal in Augenschein genommen habe, meine ich gar nichts. Ich hoffe, die

Herren werden uns die nötige Zeit zur Untersuchung gönnen.“

Und die Herren eilten zur Telegraphenstation und schickten neue, Aufsehen erregende Telegramme in die Hauptstadt, während Asbjörn Krag in das Zimmer eilte, wo der Tote lag.

Dort fand er den alten Amtsvorsteher, dessen Gehilfen und den stellvertretenden Amtsrichter. Der letztere war bleich und beinahe fassungslos.

„Gut, daß Sie endlich kommen!“ rief er. „Diese Sache wächst mir über den Kopf und bringt mich noch ins Grab.“

Er deutete auf den Toten und fragte, indem er Krag bedeutungsvoll zublinzelte:

„War er es nicht, von dem wir —“

„Doch, er war es, von dem wir glaubten —“ erwiderte Krag. „Allein jetzt ist er selbst von der gleichen Hand gefallen, die auch den schweren Schlag gegen Oberst Holger geführt hat.“

Der Detektiv deckte das Gesicht des Toten auf. Nun bemerkte er, was er draußen nicht wahrgenommen hatte, daß das Gesicht des Advokaten noch im Tode das Gepräge der ausgestandenen furchterlichen Todesangst trug.

Wenn er daran dachte, wie der Mann gleich einem Tiere übers Feld gejagt worden sein mußte bis an den Walbrand, wenn er sich an den herzzerreißenden Todeschrei erinnerte, den er gehört hatte, und wenn er diese Blicke betrachtete, die Schreck und Entsetzen verrieten, so schauderte er beim Gedanken, wer wohl dieser geheimnisvolle Feind sein könne.

Krag untersuchte die Verletzung eingehend, und es war ihm sofort anzusehen, daß sie sein größtes Interesse weckte. Ein Zug des Erstaunens huschte dabei über des Detektivs Gesicht. Dann deckte er das Gesicht des Toten wieder zu und knöpfte ihm den Regenmantel und den Rock auf. Des Mannes goldene Uhr mit der goldenen Kette waren an ihrem Platz, ebenso die Briestafche.

Krag machte die Briestafche auf, und die andern schauten ihm neugierig über die Schulter. Es waren mehrere hundert Kronen in Papiergeld vorhanden. Krag legte die Scheine auf den Tisch und sagte, zum Gehilfen des Amtsvorstehers gewendet:

„Schreiben Sie auf, wieviel es ist.“

Weiter fand er eine Menge Geschäftspapiere. Auch diese legte er auf den Tisch, damit sie notiert werden konnten, aber er las sie vorher sorgfältig durch.

Endlich fand er in einem geheimen kleinen Fach, was er suchte. Es war ein blauer Umschlag mit einigen alten Briefen darin. Eine Ahnung sagte ihm gleich, daß hier der Schlüssel zu dem Geheimnis liege.

Der erste Brief, den er las, trug das Datum Christiania, den 20. März 1890. Er las die erste Seite, sah dann nach der Unterschrift, und mit einem Male stand es klar vor ihm, was das für ein entsetzlicher Brief war.

Nun mißte Krag die Briefe und verschiedenen anderen Schriftstücke so untereinander, daß er, ohne es merken zu

lassen, die Briefe im blauen Umschlag in seine Tasche gleiten lassen konnte. Die anderen waren so eifrig damit beschäftigt, die gefundenen Sachen aufzuschreiben, daß sein Tun ihrer Aufmerksamkeit vollständig entging. Krag wußte, daß er hier eine Ungeseglichkeit beging, die er selbst unter gewöhnlichen Umständen für höchst unzulässig gehalten hätte. Aber er hatte den Brief gesehen, und nichts auf der Welt hätte ihn abgehalten, dieses Schriftstück an sich zu nehmen.

Inzwischen war es drei Uhr geworden, und der stellvertretende Amtsrichter war mit der geschäftsmäßigen Erledigung seiner Pflichten fertig. Asbjörn Krag verließ das Zimmer und versprach, bald wiederzukommen oder wenigstens von sich hören zu lassen.

Draußen standen immer noch die Menschen herum. Nun hatten sie beinahe den ganzen Tag ihre Arbeit versäumt, so sehr hatte dieses Ereignis sie alle ergriffen und gefesselt.

Asbjörn Krag ging rasch an ihnen vorbei, und alle betrachteten ihn aufmerksam. Da hörte er eine Bemerkung: „Sieht der gräßlich aus!“

Sollte er wirklich so angegriffen aussehen? Vermochte er nicht mehr, seine innere Bewegung zu verbergen, er, der doch sonst ein wahrhaft steinernes Gesicht gehabt hatte? Er machte sich auf den Weg zum Hause seines Freundes.

Als er hintam, sah sein Freund da und schrieb:

„Was schreibst du?“ fragte Krag.

Der Rittmeister zeigte ihm, mit was er beschäftigt war. Es war ein großer Stoß Papiere, die den gemeinsamen Titel trugen: Reiseerinnerungen. Erstaunt sah der Detektiv seinen Freund an.

„Bringst du es wirklich fertig, dich jetzt damit zu beschäftigen?“ fragte er. Der Rittmeister lächelte wehmütig.

„Was soll ich anderes tun?“ fragte er. „Mein Hirn erträgt nicht mehr, an all die andern entsetzlichen Dinge zu denken. Ich muß einige Stunden Ruhe haben, muß mich mit irgend etwas beschäftigen. Mir graut vor der Nacht!“

Asbjörn Krag nickte. Er kannte diesen Zustand.

„Wie ist es übrigens mit dir?“ fragte der Rittmeister.

„Du siehst auch nicht besonders vergnügt aus.“

„Ich brauche dreierlei,“ antwortete Asbjörn Krag.

„Sprich nur, was willst du haben?“

„Ich brauche ein Zimmer für mich allein, eine Handvoll Zigaretten und eine Tasse recht starken Kaffees.“

„Du hast eine Ruhepause nötig. Das kann ich gut begreifen.“

„Ich werde nicht ruhen,“ erwiderte der Detektiv. „Ich will nachdenken.“

Blötzlich schlug seine Stimmung um, er ging auf den Rittmeister zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte laut und deutlich:

„Guter Freund, alles ist gerettet, ich habe die Papiere!“

Der Rittmeister erhob sich langsam.

„Ich verstehe nicht . . . welche Papiere?“

„Die Briefe, die Briefe in dem blauen Umschlag!“

„Briefe? Ich verstehe immer noch nicht.“

Des Detektivs Gesicht sah getränkt und ärgerlich zugleich aus.

„Gut,“ sagte er. „So reden wir nicht mehr davon. Verschaff mir den Kaffee, die Zigaretten und das Zimmer.“

Der Rittmeister klingelte.

19. Kapitel.

Das geheimnisvolle Wesen.

Einige Minuten später hatte es sich der Detektiv in einem von des Rittmeisters kleinen Zimmern bequem gemacht. Krag hatte zwar seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen, aber er empfand kein Bedürfnis nach Nahrung und ließ sich auch nichts geben.

Des Rittmeisters Diener kam lautlos auf Filzschuhen herein und bediente ihn mit Kaffee. Wenn Asbjörn Krag erst einmal anfang, Kaffee zu trinken, um einen klaren Kopf zum Denken zu bekommen, mußte er eine Tasse Kaffee nach dem andern haben. Um nicht durch das Auf- und Zumachen der Türe gestört zu werden, hatte er dem Diener die Erlaubnis gegeben, im Zimmer zu bleiben; dieser ging nunmehr lautlos zwischen Krag und dem kupfernen Kessel hin und her, in dem der Kaffee warmgehalten wurde.

Asbjörn Krag lag auf einem Divan, und neben sich hatte er eine Tasse dampfenden Kaffees und eine Schale mit Zigaretten. Im Zimmer herrschte Halbdunkel. Man fing er an, gewaltige Rauchwolken von sich zu blasen.

Er mußte sich selbst gestehen, daß dies der sonderbarste Fall war, mit dem er jemals zu tun gehabt hatte, und zugleich war es einer von den unheimlichsten. Vorläufig hatte er ein Menschenleben gekostet und ein zweites schwer geschädigt, und Krag war nicht sicher, ob es dabei bleibe würde. Es schien ihm, als ob noch immer Unheimliches in der Luft liege.

Nun hatte er die Briefe sorgfältig gelesen. Zu dem blauen Umschlag hatte er zwei Briefe gefunden, die beide im März 1890 mit wenigen Tagen Zwischenraum geschrieben waren. Oberst Holger hatte sie an einen andern Offizier gerichtet, und sie handelten beide von des Obersten Tochter Dagny. Sie entschleierten ein entsetzliches Geheimnis. Wie diese Briefe in den Besitz des Advokaten gekommen sein konnten, ahnte Krag nicht, aber wahrscheinlich hatte er sie auf irgendeine ungesegliche Art und Weise in die Finger bekommen. Asbjörn Krag war es sehr begreiflich, daß das Auftauchen dieser Briefe Dagnys Verlobung mit dem Rittmeister über den Haufen werfen konnte.

Nun verstand er des jungen Mädchens Handlungsweise, ihre Geheimnisträumerei, ihr Entsetzen, und jetzt tat es ihm leid, daß er ihr gegenüber vielleicht zu aufdringlich, zu sehr Polizeimann gewesen war. Sie kämpfte nicht allein für sich, sie kämpfte auch für ihres Vaters Ehre. — Nun begriff er auch, wie sie zu dem verzweifeltsten Schritt gekommen war, die Briefe stehlen zu wollen, als sie entdeckte, daß der Advokat nicht zu Hause war. Aber sie fand sie nicht, denn der Advokat trug sie in seiner Brieftasche bei sich. Nun verstand Krag auch, warum sie die Sache vor ihm, dem Detektiv, geheimhalten mußte, der doch gekommen war, um ihr zu helfen. Den wahren Zusammenhang konnte sie keinem lebenden Menschen offenbaren. Nicht einmal ihrem Verlobten hatte sie das Geheimnis mitteilen wollen. Er wußte nichts von der Existenz dieser Briefe, das hatte Krag aus dem verwundernden Ausruf entnehmen können, den der Rittmeister ausgestoßen hatte, als Krag sagte: Ich habe die Briefe in dem blauen Umschlag! Er wußte nichts davon.

Asbjörn Krag war nun nicht mehr im Zweifel über den Grund, aus dem die Verlobung aufgehoben worden war. Dabei hatte der Advokat die Hände im Spiel gehabt, daß war deutlich zu merken, da er die Briefe an den Obersten geschrieben hatte, an dem Tage, an dem dieser überfallen worden war.

Wer konnte Oberst Holger überfallen haben? Advokat Bomann konnte es nicht gewesen sein, das widersprach aller Wahrscheinlichkeit; der Rittmeister war es auch nicht gewesen. Noch weniger war begreiflich, wer Bomanns Mörder sein könnte. Der Advokat war allerdings ein Schuft, ein gewissenloser Kerl gewesen, aber wer sollte den tödlichen Streich gegen ihn geführt haben? Und in welcher Verbindung standen die beiden Ueberfälle, Dagnys Verlobung und die Briefe in dem blauen Umschlag?

Das waren die Fragen, über die Krag nachdenken wollte. Mehrere Stunden blieb er liegen, und als er sich endlich erhob, war das Zimmer mit wahren Wolken von Tabakrauch erfüllt, und er selbst war blaß und erregt.

Als Krag zu dem Rittmeister ins Zimmer trat, sah dieser immer noch da und schrieb an seinen Reiseerinnerungen. Geistesabwesend nickte er Krag zu.

(Fortsetzung folgt.)

„Mein Junge!“

Repetin-Skizze von Georg Müller-Heim.

(Nachdruck verboten.)

Sie wußte ihn heute nacht über England. Er hatte ihr's nicht gesagt, wie noch niemals, wenn er ausgezogen war zu großer Tat. Aber dennoch war's ihr Gewißheit, daß sie in dieser Nacht aufgestiegen waren zum Flug an die Themse. O, sie hatte trotz ihrer fast siebenzig Jahre ihre hellen Sinne bewahrt, wußte gar wohl, daß bei den letzten vier Flügen, an denen ihr Einziger, ihr Edgar, beteiligt war, Windstille geherrscht hatte und Nemmond gewesen war, gerade wie heute. Und daß er gestern nicht noch einmal auf einen Sprung von seinem Luftschiffhafen drüben herübergekommen war zu ihr, das deutete sie, wie sie ihn kannte, nicht etwa als ein Zeichen dafür, daß sein Flug beabsichtigt sei, sondern für's Gegenteil. Er wollte sie nicht beruhigen, wollte ihr nicht wieder eine so schwere Abschiedsstunde bereiten wie das letzte Mal.

Der gute, dumme Junge! Ahnte nicht, daß sie ihn durchsahnte, daß sie, die sich in ihrem Leben wahrlich wenig um Wetter gekümmert hatte, nun Abend für Abend nach dem Himmel ausschaute und noch dem Wind und — dem Mond gaudie. Ja,

sie war wieder Mondgäuler geworden, wie vor fünfzig Jahren, als sie ihren Verlobten draunten wachte in Böhmen, im heißen Schlachtenkampf. Da hatte sie dem Monde Grüße aufgetragen: „Du siehst ihn, ich sehe ihn nicht. Schütze ihn!“ Nun hatte sie der geliebte Mann schon seit einem Jahrzehnt allein gelassen; aber ein Sohn war sein Vermächtnis, ein über alles geliebter Sohn! Freilich, sein kühner Mut führte ihn weit und auf lange Zeit oft hinweg, als Offizier auf deutschem Banner an fernste Küsten. Aber sie blieb mit ihm verbunden, eng, als wäre er bei ihr. In wieviel hundert Stunden hatte sie Zwiessprache mit ihm gehalten in stiller Nacht; ihre Lippen hatten Antworten geflüstert: „Mein Edgar, mein lieber Einziger!“ Und ihre Hände hatten sich unwillkürlich bewegt, als strichen sie über sein Haar. Und seine Stimme hatte sie ganz deutlich, zu hören gemeint: „Muttel, gute, gute Muttel!“ Und doch lagen damals Tausende von Meilen zwischen ihm und ihr.

Dann aber war eine schöne Zeit gekommen, wo er erst in Wilhelmshafen in der Marine-Inspektion tätig war und sich dann zum Luftschiff-Offizier ausbilden ließ. Da hatte sie ihn oft bei sich gehabt, aber aus den Lüften — wie häufig kreuzte der viel geliebte Lieblings-Zeppelein über ihrem Haus! — erreichte sie sein Gruß.

Er war glücklich in seinem Beruf. Und als das Mutterherz bebte bei der Nachricht vom Unglück eines Luftschiffes, da hatte er getrübt: „Muttel, willst du einen Ofenhoder oder einen deutschen Offizier zum Sohn? ... Na also! Du weißt ja gar nicht, wie herrlich das da oben ist und, glaub' mir, ohne das höchste Gefähr, na, da wär's eben nicht so schön!“ Da hatte sie sich ihrer Tränen fast geschämt.

Wie die Stunden schlichen! Der Schlaf floh ihre Augen. Es war doch nicht das erste Mal, daß er drüben war. Aber heute bangte sie so sehr. Die drüben hatten sich gerührt, hatten vor einigen Wochen ein Luftschiff getroffen, das in Flammen und Rauch niedergestürzt war.

O Gott! Jetzt war vor ihren Augen ein Bild erschienen: Ihr Junge beugte sich aus der Gondel, um das Brandgeschloß zu verfolgen, das dicht an seinem Zeppelein vorbeigezogen war. Zäh hatte sie sich aufgerichtet. Die Glühbirne flammte auf. Wieviel Uhr? — Mitternacht vorbei. Da konnten sie über England sein. Es litt sie nicht mehr im Bett. Sie kleidete sich halb an und hockte sich drüben vom Bücherbrett den Tröster, der ihr schon so oft in langen Stunden Steden und Stab geworden war: die Bibel im Goldschnitt, die ihr der Herr Pfarrer am Tage der Elternen Hochzeit eingehändigt hatte. Die war ihr lieber als Menschenwort. Hätte ihr die treugebiente Kathrine, die zwei Zimmer weiter den Schlaf des Gerechten schlief, so Stärkendes zu sagen gewußt, wie das Buch vor ihr?

Die Blüten wollte sie aufklagen und griff doch die Klagelieder. Auch recht! Ihr Herz war verzagt und erfüllt von einer großen Klage: Vergott, warum dies Leid über die Welt, den durchschmerzlichen Schmerz des Krieges über die Völker! Warum dieses gräßliche Vernichten und Blutvergießen auf der vom Schöpfer so wunderbar geschaffenen Erde! Warum dieser wüthende, habs-erfüllte Ansturm immer neuer Feinde wider das Land, das nur den Frieden wünschte, das keinem Volk des Erdballs be-ruht Leid angetan hätte! Feinde ringsum, die uns vernichten wollen, unsere Heere schlagen, unser Volk aushungern, unser Land verwüsten wollen. Da fiel ihr Blick auf das Wort Feinde. „Alle deine Feinde sperren ihr Maul auf wider dich, tauchen dich an, blecken die Zähne, und sprechen: He! Wir wollen dich vertilgen! Das ist der Tag, dessen wir haben begehrt. Wir haben's erlangt. Wir werden's erleben!“

„Nein, laß sie es nicht erleben!“ Nun betete sie, schüttete ihr Herz vor dem aus, der Himmel und Erde gemacht hat, der dem Krieg seinen Lauf gelassen hat, der aber auch seinen Frieden geben kann. Sie sprach sich alles von der Seele herunter, was sie bedrückte seit langem. Wie es in ihrem Empfinden so schrecklich sei, wenn sie ihren Jungen hinausziehen lassen müßte als Todbringer und Vernichter, und daß seine Wurfgeschosse neben den schlümmen Menschen, die den Haß gefäßt haben, vielleicht auch schuldlose Kinder und Mütter treffen könnten. Davor bewahre ihn, Vergott, flehte sie, aber beschirme ihn auch zu dieser Stunde, da er, ein hurtloser Kämpfer deutscher Ehre, von allen Gefahren des Feindes umbrannt ist. Laß ihn nicht dem entsehligen Flammentod verfallen; laß ihn nicht in fremde Erde sinken, unkenntlich, namenlos, von keiner liebenden Hand umtreut. Ja, will das Liebste, was ich habe, nicht in jenem Lande wissen, daß diese Blutsquid ohnegleichen auf sich geladen hat.

Zu einem brünstigen Seelenstöhnen um Gottes Schutz für den geliebten Sohn wurde zuletzt das Gebet dieser Mutter. Auf die Bibel laut ihr Haupt, wo geschrieben stand: „Stehe des Nachts auf und schreie! Schüttle dein Herz aus in der ersten Wache vor dem Herrn.“

„Aber selbstverständlich, mein lieber Kapitän-Vertraut!“ sagte beim Morgenrauchen der Kommandeur des Luftschiffhaisens, als die aus England heimgekehrten Zeppelein eben glücklich ge-landet waren. „Wenn Sie nach dieser sanften Tat nicht lieber den nötigen Schlaf zu wollen, so fahren Sie getraut zu Ihrer verehrten Frau Mutter. Mein Auto steht Ihnen zur Verfügung.“

Und beste Empfehlungen!“ Und ein dreitägiger Urlaub war be-willigt!

Eine Stunde später brauste ein selbstgekaufter Kraftwagen in das verschlafene Städtchen, das noch nicht zum Sonntagmorgen erwacht war. An der Promenade ließ der in einem Lederanzug geküllte Marine-Offizier halten. Die paar hundert Schritte bis zum Elternhaus legte er zu Fuß zurück. Die liebe alte Frau da oben sollte nicht erschrecken. Ganz behutsam wollte er die Wohnung betreten. Den Schlüssel trug er ja immer bei sich.

Nun bog er um die Ecke. Die Vorhänge zu Mutter's Schlaf-zimmer natürlich noch zugezogen, aber ein lichter Schein ha-vinter — was war das? Sein Herz tat einen schnellen Schlag. Im Zimmer der Mutter Licht? Jetzt, wo es eben sechs geschlagen hatte. Er eilte ans Tor, schloß auf, horchte. Alles still. Er schlich sich in die Küche. Leer! Kathrine genoh den Sonntag. Aber warum das Licht?

Mit leisen Schritten tappte er an Mutter's Tür, legte das Ohr daran. Nichts! Ganz vorsichtig drückte er auf die Klinke. Ein Spalt öffnete sich. Da brannte die Birne und ihr ruhiger Glanz fiel auf den weißen Scheitel der Frau, die er über alles liebte auf dieser Welt, zu der so manches Mal seine Gedanken flohen und in dieser lampdurktobten Nacht heingegeist waren.

Fast lautlos durchmaß er das Zimmer bis zum Tisch, auf den der Mutter Kopf gekümmert war. Ein starkes Buch lag dara-unter. . . die Bibel! Da stieg es ihm brennend in die Augen. Lieblosend strich seine Hand über den Scheitel und eine Stimme so voll Bärtlichkeit, wie man sie dem großen Manne nie zuge-traut hätte, flüsterte durchs stille Gemach: „Muttel? — Muttel!“

Nun hob sich langsam der Kopf. Noch schlaftrunken schauten die übermächtigen Augen empor. Dann leuchtete es wie in einem Blick des Erkennens auf. Zwei weiße Hände tasteten sich an der Schulter des vornübergebeugten Mannes empor und schlossen sich, wie zum Gebet, in seinem Nacken. Und dann löste sich die übermächtige Auf-regung dieser angst erfüllten Nacht in dem erschütternden Rufe: „Mein Junge! — Mein Junge!“

Der englische Parvenü.

Eine Betrachtung aus der Schlacht in Flandern.

Von Oberleutnant Flaßch.

(Nachdruck verboten.)

Der Parvenü ist ein Exportkömmling, der die äußeren Be-dingungen erfüllt hat, „ein feiner Kerl“ zu sein. Sein Rückhalt, Betriebs- und Hilfsmittel ist das Geld. Mit ihm kauft er sich eine Bibliothek und damit die Bildung, die er nicht hat, Delgemälde und damit das Kunsterkändnis, das ihm fehlt, Schlösser und damit eine Umwelt, in der er sich nicht zu bewegen versteht. Er glaubt, mit Geld Liebe kaufen und Tränen trocknen zu können. Der Parvenü hat im raschen äußeren Erfolge die Stufen der inneren Entwicklung übersprungen, die den Weg des innerlich vornehmen und erzogenen Menschen kennzeichnen. Der Parvenü bleibt bei allen äußeren Glanze innerlich roh und unfertig.

England ist, militärisch betrachtet, ein Parvenü. Das zeigt schon sein Standpunkt, den Krieg als Geschäft aufzufassen, das um Sachwerte mit Menschenleben feilscht. Aber auch seine Methode ist die eines Parvenüs. Um Geld kauft es Bundesgenossen und Material, um Geld treibt es seine Hilfskräfte vor sich ins Feuer.

Der Parvenü wirkt mit der Masse; und so bevölkert der Engländer das Schlachtfeld mit Hunderten von Batterien, die Luft mit Tausenden von Fliegern, die Sturmgräben mit Hundert-tausenden von Angreifern und glaubt sich mit dieser bequemen, wenn auch kostspieligen Annahmemaßnahme vom Lehrgeld lang-jähriger Einzelschulung loslaufen zu können.

Der Parvenü wird immer dann ins Hintertreffen kommen, wenn er auf einem Gebiete in Wettbewerb tritt, das ihm innerlich fremd geblieben ist, sei es nun, daß er sich in guter Gesellschaft auf dem Parkett lächerlich macht oder auf dem Schlachtfelde gegenüber erworbener Feldherrnkunst in Hilflosigkeit verfällt.

Der letzte große Angriff in Flandern bewies mit schlagernder Schärfe, daß das Geseß vom sinkenden Ertrage auch für die Kriegskunst gilt. Von einem gewissen Moment an nützt es dem Bauer nichts, wenn er seinen Acker weiter mit Düngung befest. Der Ertrag steigt nicht mehr im gleichen Maße mit dem Aufwand. Die in den Wochen vor dem 31. Juli verwendete Munition übertraf die im März und April vor Arras von den Eng-ländern verschossene um ein Vielfaches. Der taktische Erfolg war nicht annähernd so groß wie dort.

Es wäre falsch, hieraus zu folgern, daß die Verwendung von Massen ausichtslos wäre. Kein Feldherr wird je zuviel Heere und zuviel Munition haben. Aber Menschen lassen sich durch Ma-terial und Maschinen nur bedingt erlegen, und Widerarbeiten durch zahlenmäßig überlegene Kräfte nur dann erdrücken, wenn gewisse Voraussetzungen vorhanden sind, die durch keine militärische Schnellpresse und keine finanzielle Spekulation geschaffen werden können.

Dem englischen Parvenütum der brutalen Masse steht die alte militärische Tradition im deutschen Heere gegenüber. Die geistige und sittliche Schulung, die jeder deutsche Mann — sehr

im Gegensatz zum englischen — seit seinem sechsten Lebensjahre genießt, die waffenmäßige Erziehung zu Gehorsam, Willkür und Willen in der aktiven Dienstzeit, der durch Geschlechter sorgsam gepflegte militärische Geist in unserem Offizierskorps, die unüber-treffliche Ausbildung unseres Generalstabs, das sind Punkte im Spiel, die sich nicht so schnell einholen lassen wie die zahlenmäßige Gleichheit in Material und Mannschaft. Und diesen Vorsprung unsererseits wird der Engländer zum mindesten nicht in diesem Kriege einholen. Was unserem deutschen Soldaten im Hute liegt, kann dem englischen durch keine noch so kostspielige Operation nachträglich eingeeimpft werden.

Zur Verühigung unserer Heimat sei es gesagt: Die hochwertige selbständige Führertätigkeit unserer Unterführer hat schon vor dem Angriff vom 31. Juli die Wirkung des englischen Trommel-fuehrs zum großen Teile ausgeschaltet, die Gewandtheit, Willens-kraft und Heldenhaftigkeit unserer Graben- und Batteriebesatzungen haben durch die Qualität ihrer Leistungen die Massenvichtung des feindlichen Aufsturms in Teilkräfte geschlagen und einzeln ab-gegan. Mit Erstaunen berichteten Gefangene, daß unter den eng-lischen Verlusten durch Infanteriedruck fast zwei Drittel aller Fälle Kopfschüsse gewesen seien, mit Entsetzen erzählen sie, daß sie trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit weit mehr Verluste hatten als wir, mit Bedauern gestehen sie, daß ihre Führung im Vergleich zur deutschen schon vom Bataillonskommandeur auf-wärts nicht hinreichte.

Keine Offensive, keine Schlacht gleicht in ihrem Charakter der anderen, jede hat für den Kämpfer ihr besonderes Gesicht, so gleichlautend auch ihre Schilderung in den Tagesblättern ist. Das, was die Schlacht in Manderen ureigens auszeichnet, ist die unversichtliche Ruhe, die von der Oberleitung ausgehend bis in die äußersten Postenkünder der Grabenbesatzung strömt. Diese Ruhe ist nur denkbar bei dem unbedingt sicheren Gefühl der Ueber-legenheit von Führung und Waffen.

Mögen die Engländer im Verlaufe des Kampfes weitere Massen in die Bagchale werfen, die Erfahrung des letzten Ver-suchs hat ihre Bemühungen zur Unsichtbarkeit verdammt. Der englische Parvenü wird der deutschen militärischen Tradition unter-legen bleiben.

Vermischtes.

* Ein englisches Kriegsmuseum. In London ist die Errichtung eines nationalen Kriegsmuseums nach den Plänen Sir Alfred Mond's beschlossen worden. Das Museum soll die An-strengungen des britischen Weltreiches für die Flotte und das Heer darstellen und besonders auch die Leistungen der Kolonien veranschaulichen. Auch die Heimarbeit für den Krieg, in erster Linie die Munitionsherstellung, soll in dem Museum dargestellt werden. Eine reichgeschmückte Ehrenhalle mit einer aufsteigenden Galerie soll in Wandgemälden und Statuen Männer aufnehmen, die sich durch besonders wertvolle Dienste für den Krieg ausgezeichnet haben. In der Erinnerungshalle soll der Name jedes Mannes, der im Kriege gefallen oder an seinen Wunden gestorben ist, auf Bronze-platten, die mit dem Wappen seines Regiments geschmückt sind, verzeichnet werden. In hohen glasbedeckten Nischen sollen die Werk-zeuge des Krieges, wie schwere Geschütze und Kanfs, zur Aufstellung gelangen. Auch alle Beutegegenstände, die sich beim Schluß des Krieges in den Händen der Engländer befinden, sollen zunächst dem Museum zur Auswahl zur Verfügung stehen. Ferner wird eine Sammlung von allen auf den Krieg bezüglichen Druckschriften und amtlichen Photographien beabsichtigt; die Kriegsbibliothek soll nicht nur die wichtigen Veröffentlichungen der Engländer und ihrer Verbündeten, sondern auch die neutralen und feindlichen Ursprungs enthalten. In einer Kunstabteilung sollen Darstellungen des Krieges gezeigt werden. Auch die Frauenarbeit, wie sie sich im Kriege gestaltet hat, wird im weitesten Umfange vorgeführt, und eine Abteilung ist den Kindern gewidmet, wobei die Kriegs-spielzeuge aller Völker gezeigt werden sollen. Fast möchte man glauben, daß die Engländer das Ende des Krieges doch nicht mehr so fern glauben, wenn sie jetzt schon so eifrig daran denken, die Kriegserinnerungen zu sammeln.

* Das chinesische Dauereier. Heute, da die Konservierung der verschiedensten Nahrungsmittel sich zu einem immer wichtigeren Problem entwickelt hat, erscheint auch die Chemie der in China bestebten sogenannten Dauereier erwägenswert. Diese, im Handel Bidan genannten Dauereier haben den fälschlichen Vorwurf ver-anlaßt, daß die Chinesen verfaulte Eier genießen. In Wirklichkeit sind sie aber, wie der „Promethen“ erklärt, gewissermaßen unserem Käse gleichzustellen, der ja ebenfalls unter Fäulnisprozessen aus der Milch gewonnen wird. Genauer über den Bidan wurde jetzt durch den Chinesen Shi Oberwang und die Amerikanerin Katherine Hunt bekannt, die im Laboratorium für Nahrungs-mittelchemie der Universität Chicago die chemische Zusammensetzung des Bidan erforschten. Es wird fabrikmäßig aus ausgelesenen frischen Enteneiern hergestellt, mit einem Aufguß aus schwarzem Tee, Kaff, Holzasche und Kochsalz wird eine teigige Masse gebildet, mit welcher die Eier überzogen sind, am so 5 Monate liegen zu bleiben. Hiernach werden die Eier mit diesem Ueberzug in ein

dicke Schicht von Meischalen gehüllt, worauf sie handelsfertig sind. Der Bidan wird wohl gegessen, hat einen Geruch, nach Ammoniak und einen für Europäer eigenartigen Geschmack, und die Chinesen pflegt durch den ganzen Prozeß dankbar zu werden. Das Ei vertkert viel Wasser, auch sein Phosphorgehalt ist gering, dagegen nehmen der Gehalt an Nicks und besonders der an Stickstoff ganz erheblich zu. Von Fäulnis im Sinne der Unge-sundheit kann man jedenfalls bei den chinesischen Dauereiern ebensowenig reden wie bei unserem Käse.

Büchertisch.

Die Bernows Weg, Roman von Else Welis. (Preis gebfekt 4 Mk. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57.) Was deutsche Frauen, aufrecht und treu, im eng umgrenzten Kreise weiblichen Wirkens, an Leid und Müd zu tragen vermögen, erzählt der vorliegende Roman. Ein Heldenlied eigener, schlichter Art ist es, das hier erklingt zu Ehr und Preis jener Tausende von Frauen, die still undolz inmitten des tosenden Riesentings ihren Weg gehen. Ein deutsches Buch ist der Roman, ein stilles trotz all des wilden Geschehens und blutigen Ringens, in das He Bernow auf ihrem Wege gestellt wird. Und es predigt mit lauter Junge: „Erzieht eure Kinder zu beruflichem Volkstum, erzieht sie zu Aufrechten, denen ihr deutsches Vaterland das Höchste auf Erden ist. Dann, und nur dann können sie den Kampf mit einem Geschick aufnehmen, wie es uns Lebenden zu tragen beschieden ist.“

Der Völkerrkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. G. S. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 137/138, Preis je 40 Pfennig.

Gießener Hausfrauen-Verein.

**Nachanweisungen.
Pflanzrezepte.**

Die erste Bedingung ist, daß die Pflze frisch verwandt werden. Durch Aufbewahren werden die meisten Pflzarten schon nach kurzer Zeit madiq. Man wube die Pflze also unmittelbar nach dem Bliden, bzw. dem Einkauf.

Das Puzen der Pflze geschieht, indem man bei älteren Exemplaren das Futter (Nähren oder Blätter) entfernt und den Stiel dünn abschabt. Nabile Stellen müssen herausgeschmitten werden. Bei jungen Pflzen kann man das Futter mitverwenden, wodurch das Puzen wesentlich einfacher ist. Man schneidet die ganzen Pflze (Stiel und Hut) dann in etwa haselnußgroße Stüchchen oder Streifen, wäscht sie gründlich in kaltem Wasser und läßt sie abtropfen.

Abgekocht sollen die guten Speisepflze nicht werden, da dadurch viel vom Nährwert verlorenght. Eine Unzahl Pflzarten locht man am besten 2 Min. in Salzwasser vorher ab, da sie sonst einen idarken Geschmack haben, es sind dies z. B. Mischlinge, gelbe Täublinge, Morbidswamm. Bei Petrpflzen und Pantherpflzen muß die Oberhaut entfernt werden, jedoch ist dann ein Wlochen nicht nötig.

Pflzgemüse. Die gewaschenen, bzw. abgelachten Pflze werden in wenig Butter oder anderem Fett mit Zusatz von Salz und Pfeffer, nach Geschmack auch etwas Zwiebel und ein paar Tropfen Zitronensaft 20-30 Minuten auf kräftigem Feuer geschmort. Wasser soll nicht zugesetzt werden. Dagegen kann man die Brülle durch Zusatz von etwas Mehl sämig machen.

Pflzsuppe. Die Pflze werden in ihrem eigenen Saft ¼ Stunde gekocht, dann herausgenommen, fein gewiegt und mit etwas Butter bzw. Fett hellbraun gebraten. Das abgekochte Pflz-wasser wird mit Wasser und Salz vermischt, etwas Petersilie und Pfeffer hinzugegeben, dann die gedünstete Pflzmasse darunterm-gemischt und noch ½ Stunde gekocht, mit etwas gebräuntem Mehl sämig gemacht oder Nudeln, Grieß usw. hinzugegeben. Statt des Wassers kann auch Fleischbrülle genommen werden.

Pflzsalat. Die gereinigten Pflze werden in Salzwasser gekocht, dann in kleine Stüchchen geschnitten und mit Essig, Del, Zwiebel, Pfeffer und Salz angemacht. Hierzu eignen sich besonders festere Pflze, wie Hallmarch usw.

Pflzpanncake. Pfannkuchenteig mit vorher kurz geschmorten Pflzen vermischt und gebacken.

Rührei mit Pflzen. Ebenso.

Abstrichrätsel.

Irma, Toga, Distel, Klee, Abend.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an beliebiger Stelle zu streichen, danach, daß die siebenbleibenden Buchstaben Gruppen im Zusammenhang einen Sinnspruch ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Gleichklangs in voriger Nummer:
Stod.